

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 188. Bromberg, den 20. August 1929.

Frau Jenny Treibel.

Roman von Theodor Fontane.

(26. Fortsetzung.)

„Ja, Corinna, was soll ich sagen? Ich sage bloß, was Schmolke immer sagte: manchen gibt es der liebe Gott im Schlaf. Du hast ganz unverantwortlich un beinahe schauderöse gehandelt un kriegst ihn nu doch. Du bist ein Glückskind.“

„Das hat mir Papa auch gesagt.“

„Na, denn muß es wahr sein, Corinna. Denn was ein Professor sagt, is immer wahr. Aber nu keine Flausen mehr und keine Witzchen, davon haben wir nu genug gehabt mit dem armen Leopold, der mir doch eigentlich leid tun kann, denn er hat sich ja nich selber gemacht, un der Mensch is am Ende, wie er is. Nein, Corinna, nu wollen wir ernsthaft werden. Und wenn meinst du denn, daß es losgeht oder in die Zeitung kommt? Morgen?“

„Nein, liebe Schmolke, so schnell geht es nicht. Ich muß ihn doch erst sehen und ihm einen Kuß geben . . .“

„Versteht sich, versteht sich. Eher geht es nicht . . .“

„Und dann muß ich doch auch dem armen Leopold erst abschreiben. Er hat mir ja erst heute wieder versichert, daß er für mich leben und sterben will . . .“

„Ach Jott, der arme Mensch.“

„Am Ende ist er auch ganz froh . . .“

„Möglich is es.“

Noch am selben Abend, wie sein Brief es angezeigt, kam Marcell und begrüßte zunächst den in seine Zeitungslektüre vertieften Onkel, der ihm denn auch — vielleicht weil er die Verlobungsfrage für erledigt hielt — etwas zerstreut und, das Zeitungsblatt in der Hand, mit den Worten entgegentrat: „Und nun sage, Marcell, was sagst du dazu? Summus Episcopus . . . Der Kaiser, unser alter Wilhelm, entkleidet sich davon und will es nicht mehr, und Kögel wird es. Oder vielleicht Stöcker . . .“

„Ach, lieber Onkel, ernstlich glaub ich es nicht. Und dann, ich werde ja doch schwerlich im Dom getraut werden . . .“

„Hast recht. Ich habe den Fehler aller Nicht-Politiker, über einer Sensationsnachricht, die natürlich hinterher immer falsch ist, alles Wichtigere zu vergessen. Corinna sitzt drüben in ihrem Zimmer und wartet auf dich, und ich denke mir, es wird wohl das beste sein, ihr macht es untereinander ab; ich bin auch mit der Zeitung noch nicht ganz fertig, und ein Dritter geniert bloß, auch wenn es der Vater ist.“

Corinna, als Marcell eintrat, kam ihm herzlich und freundlich entgegen, etwas verlegen, aber doch zugleich sichtlich gewillt, die Sache nach ihrer Art zu behandeln, also so wenig tragisch wie möglich. Von drüben her fiel der Abendschein ins Fenster, und als sie sich gesetzt hatten, nahm sie seine Hand und sagte: „Du bist so gut, und ich hoffe, daß ich dessen immer eingedenk sein werde. Was ich wollte, war Torheit.“

„Wolltest du's denn wirklich?“

Sie nickte.

„Und liebtest du ihn ganz ernsthaft?“

„Nein. Aber ich wollte ihn ganz ernsthaft heiraten. Und mehr noch, Marcell, ich glaube auch nicht, daß ich sehr unglücklich geworden wäre, das liegt nicht in mir, freilich auch wohl nicht sehr glücklich. Aber wer ist glücklich? Kennst du wen? Ich nicht. Ich hätte Malstunden genommen und vielleicht auch Reitunterricht und hätte mich an der Riviera mit ein paar englischen Familien angefreundet, natürlich solche mit einer Pleasure-Yacht, und wäre mit ihnen nach Korsika oder nach Sizilien gefahren, immer der Blutrache nach. Denn ein Bedürfnis nach Aufregung würd ich doch wohl zeitlebens gehabt haben; Leopold ist etwas schläfrig. Ja, so hätt ich gelebt.“

„Du bleibst immer dieselbe und malst dich schlimmer, als du bist.“

„Kaum; aber freilich auch nicht besser. Und deshalb glaubst du mir wol auch, wenn ich dir jetzt versichere, daß ich froh bin, aus dem allem heraus zu sein. Ich habe von früh an den Sinn für Äußerlichkeiten gehabt und hab ihn vielleicht noch, aber seine Befriedigung kann doch zu teuer erkauft werden, das hab ich jetzt einsehen gelernt.“

Marcell wollte noch einmal unterbrechen, aber sie litt es nicht.

„Nein, Marcell, ich muß noch ein paar Worte sagen. Sieh, das mit dem Leopold, das wäre vielleicht gegangen, warum am Ende nicht? Einen schwachen, guten, unbedeutenden Menschen zur Seite zu haben, kann sogar angenehm sein, kann einen Vorzug bedeuten. Aber diese Mama, diese furchtbare Frau! Gewiß, Besitz und Geld haben einen Zauber; wär es nicht so, so wäre mir meine Verirrung erspart geblieben; aber wenn Geld alles ist und Herz und Sinn verengt und zum Überfluß Hand in Hand geht mit Sentimentalität und Tränen — dann empört sich's hier, und das hinzunehmen, wäre mir hart angekommen, wenn ich's auch ertragen hätte. Denn ich gehe davon aus, der Mensch in einem guten Bett und in guter Pflege kann eigentlich viel ertragen.“

Den zweiten Tag danach stand es in den Zeitungen, und zugleich mit den öffentlichen Anzeigen trafen Karten ein. Auch bei Kommerzienrats. Treibel, der, nach vorgängigem Einblick in das Kuvert, ein starkes Gefühl von der Wichtigkeit dieser Nachricht und ihrem Einfluß auf die Wiederherstellung häuslichen Friedens und passabler Laune hatte, säumte nicht, in das Damenzimmer hinüberzugehen, wo Jenny mit Hildegard frühstückte. Schon beim Eintreten hielt er den Brief in die Höhe und sagte: „Was kriege ich, wenn ich euch den Inhalt dieses Briefes mitteile?“

„Fordere“, sagte Jenny, in der vielleicht eine Hoffnung dämmerte.

„Einen Kuß.“

„Keine Albernheiten, Treibel.“

„Nun, wenn es von dir nicht sein kann, dann wenigstens von Hildegard.“

„Zugestanden“, sagte diese. „Aber nun lies.“

Und Treibel las: „Die am heutigen Tage stattgehabte Verlobung meiner Tochter . . . ja, meine Damen, welcher Tochter? Es gibt viele Töchter. Noch einmal also, ratet. Ich verdopple den von mir gestellten Preis, also . . . meiner Tochter Corinna mit dem Doktor Marcell Wedderkopp, Oberlehrer und Leutnant der Reserve im brandenburgischen Füsilierregiment Nr. 35, habe ich die Ehre

hiermit ganz ergebenst anzuzeigen. Doktor Willibald Schmidt, Professor und Oberlehrer am Gymnasium zum Heiligen Geist."

Jenny, durch Hildegards Gegenwart behindert, begnügte sich, ihrem Gatten einen triumphierenden Blick zuzuwerfen. Hildegard selbst aber, die sofort wieder auf der Suche nach einem Formfehler war, sagte nur: „Ist das alles? Soviel ich weiß, pflegt es Sache der Verlobten zu sein, auch ihrerseits noch ein Wort zu sagen. Aber die Schmidt-Wedderkopps haben am Ende darauf verzichtet."

„Doch nicht, teure Hildegard. Auf dem zweiten Blatt, das ich unterschlagen habe, haben auch die Brautleute gesprochen. Ich lasse dir das Schriftstück als Andenken an deinen Berliner Aufenthalt und als Beweis für den allmählichen Fortschritt hiesiger Kulturformen. Natürlich stehen wir noch eine gute Strecke zurück, aber es macht sich allmählich. Und nun bitte ich um meinen Kuß."

Hildegard gab ihm zwei, und so stürmisch, daß ihre Bedeutung klar war. Dieser Tag bedeutete **zwei** Verlobungen.

Der letzte Sonnabend im Juli war als Marcells und Corinnas Hochzeitstag angesetzt worden; „nur keine langen Verlobungen", betonte Willibald Schmidt, und die Brautleute hatten begreiflicherweise gegen ein beschleunigtes Verfahren nichts einzuwenden. Einzig und allein die Schmolke, die's mit der Verlobung so eilig gehabt hatte, wollte von solcher Beschleunigung nicht viel wissen und meinte, bis dahin seien ja bloß noch drei Wochen, also gerade noch Zeit genug, „um dreimal von der Kanzel zu fallen", und das ginge nicht, das sei zu kurz, darüber redeten die Leute; schließlich aber gab sie sich zufrieden oder tröstete sich wenigstens mit dem Satze: geredet wird doch.

Am siebenundzwanzigsten war kleiner Polterabend in der Schmidtschen Wohnung, den Tag darauf Hochzeit im „Englischen Hause". Prediger Thomas traute. Drei Uhr fuhren die Wagen vor der Nikolaikirche vor, sechs Brautjungfern, unter denen die beiden Kuhschen Kälber und die zwei Felgentreus waren. Letztere, wie schon hier verraten werden mag, verlobten sich in einer Tanzpause mit den zwei Referendaren vom Quartett, denselben jungen Herren, die die Halenseepartie mitgemacht hatten. Der natürlich auch geladene Jodler wurde von den Kuhs heftig in Angriff genommen, widerstand aber, weil er, als Eckhaussohn, an solche Sturmangriffe gewöhnt war. Die Kuhschen Töchter selbst fanden sich ziemlich leicht in diesen Echec — „er war der erste nicht, er wird der letzte nicht sein", sagte Schmidt — und nur die Mutter zeigte bis zuletzt eine starke Verstimmung.

(Schluß folgt.)

Die Austauschtöchter.

Ein heiterer Roman von Margaret Laube.

Urheberschutz (Copyright) für Koehler & Amelang, Leipzig.

(Schluß.)

Gipsy hört schweigend zu. Wie Margarete strahlt! Sie ist so hübsch, daß Gipsy nicht begreifen kann, wie Wölfchen sie auch nur eine Minute vergessen konnte. Denn auch das weiß Gipsy, daß sie nicht hübsch ist, kein bißchen hübsch.

Was sie nicht weiß, ist, daß sie den beiden am Tisch trotzdem der Mittelpunkt aller Gedanken und Worte ist, ein von Dankbarkeit und unausgesprochener Bewunderung umflatterter Mittelpunkt.

Als sie eine Stunde lang Hamburg heraufbeschworen haben und zwischendurch Wolfs und Margaretes Zukunftsarbeit, die im nächsten Herbst beginnen soll, wenn sie ihr Hamburger Jahr abgedient hat, wie Gipsy es nennt, bewegt sich die Klapptür zum erstenmal. Gespannt lauern alle drei auf das Ergebnis:

Dann erhebt Gipsy sich von ihrem Stuhl und geht dem fremden Herrn im Lederjackett entgegen, der sich den Schnee von den Schultern schüttelt und die Mütze von dem harten schwarzen Haar gezogen hat.

„Ich habe einen Geschäftsfreund zum Abendzug gefahren, Fräulein Seitz", sagt der Fremde mit dem ernsten Gesicht, „und da zu Hause niemand ist, der mir einen heißen Trunk macht, muß ich ein Wirtshausgänger werden."

„Nennen Sie den Familientisch bei Lemmes ein Wirtshaus, Herr Kries?"

Kries lächelt flüchtig. „Nein, gewiß nicht. — Aber ich kann ihn doch nicht jeden Tag in Anspruch nehmen."

„So kommen Sie zu uns. Sie brauche ich nicht aufzufordern, taub oder blind zu sein, wie Herrn Nietich, — Sie dürfen ohne Vorbedingung bei uns sitzen. Sie sind doch vom Klub der Jungen."

Bin ich das noch? will Bruno Kries fragen. Aber er kommt nicht dazu. Denn nun gerät jemand, der ihn angeht, in die Debatte: Kries junior. Margarete macht immer größere Augen, als sie die Begebenheit mit dem vereinsamten Säugling erfährt. Sie sitzt Gipsy gegenüber und lernt sie kennen. Die andere Austauschtochter.

„Und Mutter? Wie benimmt sich meine Mutter dabei?" fragt sie schließlich.

„Prächtig. Prächtige Großmutter. Das wird noch eine tränenreiche Geschichte werden, wenn Kries junior mal wieder abzieht."

Kries der Ältere verliert das Lächeln, das ihn soeben noch einreihte in den Klub der Jungen. Er blickt betreten vor sich nieder. Margarete begegnet Gipsys Augen. Der Froschmund zuckt vergnügt, aber die Augen sind ernst.

„Wenn mein Jahr hier um ist, dann ist es mit dem Lernen für mich vorbei. Dann bin ich bald zwanzig und muß zeigen, was ich kann. Papa hat mich nach meinem Weihnachtswunsch gefragt. Ich habe einen, aber er wird tief in die Tasche greifen müssen. Was meinst du, Margarete, geht seine Generosität so weit, daß er einem zwanzigjährigen Fratz ein Häuschen an der Elbe baut, draußen in der Rissener Heide, um dort solche Gäste zu päppeln wie Kries junior? — Was meinen Sie, Herr Kries, würden Sie mir den Jungen mitgeben? Leute, die, wie Sie, mit Autos handeln, sind doch beweglich. Sie werden ihn besuchen, damit er die Existenz seines Vaters nicht vergißt!"

Margarete, Wolf und Kries sprechen alle auf einmal. Gipsy sieht verdutzt in die Aufregung. Endlich ringt sich Kries' ernste Stimme durch:

„Sind Sie nicht zu jung, Fräulein Seitz, um so schwere Pflichten zu tragen, wie es die Pflege kleiner Kinder erfordert? Haben Sie nicht vorher noch Rechte an die Fröhlichkeit und Sorglosigkeit der ersten Jugend?"

Gipsy legt ihre festen kleinen Hände energisch auf den Tisch. „Die Rechte, die die heutige Jugend stellt, sind anders geworden, Herr Kries. Wir wollen nicht nur tanzen und in Scharen herumgeführt werden zum Amüsieren. Wir wollen viel weniger und viel mehr: Platz, um uns so zu entwickeln, wie unsere Natur es verlangt, manchmal entgegengesetzt zu den Neigungen unserer Eltern, aber wenn sie wollen, doch neben ihnen. Wir wollen einen Lebenszweck. Eine reelle Arbeit, die das, was man Glück nennt, in sich selbst tragen soll." Sie lächelt bis an die Ohren. „Außerdem schlafen die Kinder ja auch zuweilen!"

„Bravo, Gipsy! Daran erkenne ich dich wieder! Mir wurde schon ganz beklommen bei dem Riesenprogramm." Wolf beugt sich zu dem fremden Herrn vor, dem er den Säugling und Gipsys Abwesenheit noch vor einer Woche so bitter übelgenommen hat.

„Fräulein Seitz ist nicht zu jung, Herr Kries! Und je mehr Kinder, desto besser für ihre herrschsüchtige Seele! Wenn sie nichts zu organisieren hat, greift sie anderen Leuten ins Gehege, besonders wenn die Gehege zerbrochene Treibhäuser und dergleichen aufweisen! Ihr kleiner Sohn wird es auch noch erfahren, wenn er mal älter wird und sich noch in besagtem Heideheim aufhalten sollte! Glauben Sie nur nicht, daß der sich selbst einen Beruf aussuchen darf! Bewahre. Das besorgt Gipsy für ihn!"

„Wolf! Wölfchen! Ist das der Dank, daß du mich in einem kanonischen Alter heraufbeschwörst? Hilf mir, Margarete!"

Margarete findet nicht, daß Gipsy Hilfe braucht. Sie ist mit ihren Gedanken schon wieder an der Elbe: „Er tut es, Gip! Bestimmt, er tut es! Und ich werde dabei sein, wenn dein Wunschzettel ankommt!" Sie hebt glücklich ihr Punschglas auf:

„Unseren Vätern, die so weise waren —"

„Und so jung —"

„Und so romantisch — in Marburg an der Lahn! Diesen heißen Trunk dem Rauenthaler oder Johannisberger, bei dem sie dieses Memento an die Jugend ausheckten! Stoßen Sie nicht mit uns an, Herr Kries?"

Kries hebt ernst sein Glas gegen Gipsy auf: „Den beiden Herren, die es in ihrem Überschwang beschlossen, daß mein kleiner Junge nicht schon in seinen ersten Lebenstagen ein Fremdling werden mußte!"

Die dicken Punschgläser geben einen schüchternen Ton von sich. „Warum trinkst du denn nicht, Gipsy?"

„Scht! Ich habe eine Vision!" Gipsy starrt, das Glas in der Hand, auf die Wand hinter Wolf und Margarete. Alle drei starren gleichfalls dorthin, ohne etwas anderes als das Muster des grünen Kachelofens zu sehen. Gipsy aber sieht dort ein langgestrecktes, einstöckiges Haus, weiß vor dunkelgrünen Kiefern, mehrere Dutzend kleiner Füße, die über Heidekraut und Moos stolpern, in einem Saal winzige Betten, vor der Pforte hält ein gewisser hellgrauer Wagen, aus dem Prof. Seitz steigt und an den winzigen Betten entlang geht. „Alles in Ordnung, Gip", sagt er und geht mit ihr hinaus in den Garten, wo man die großen Dampfer von der Elbe her tuten hört . . .

„Unseren Vätern —" sagt sie nach tiefem Atemholen, trinkt ihr Glas leer und stellt es mit zärtlicher Bewegung auf den Tisch zurück.

—: Ende. :—

Mitleid tötet.

Skizze von Wolfgang Federau.

„Mitleid haben?" sagen Sie. Der Teufel hole das Mitleid — in diesem besonderen Falle und überhaupt. Auch so eine abgestandene Phrase, ein Begriff, den man in eine Tugend umgebogen hat. Mag sein, daß es eine ist — Frauen gegenüber, Kindern, Krüppeln, Kranken gegenüber. Aber nicht, wo es sich um Männer handelt. Und wir sprechen von Männern!

Dann ist Mitleid fast so schlimm wie Mord — in der Wirkung wenigstens. Oder noch schlimmer — weil es auf Umwegen tötet, hinterlistig, zufällig beinahe. So eine Art Querschläger!

Ich habe ein Beispiel — Bergford. Sie kennen ihn natürlich nicht? Aber egal . . . jedenfalls: das war ein Mann! Kein Genie, aber ein Kerl, ein ganzer, tüchtiger Kerl. So in sich abgerundet, mit großen Fehlern und großen Vorzügen — wie ein Mensch sein soll.

Er hatte eine Klitsche, oben irgendwo im Pommerschen. Nein, schon etwas mehr. Ein großes, schönes Rittergut. Den Namen von dem Nest weiß ich nicht — will ihn nicht mehr wissen. Alter Erbbesitz. Dort hockte er im Sommer, baute seine Rüben, seinen Roggen. Im Winter wohnte er hier in Berlin, mit seiner Frau. Konnte es sich leisten, gut und gern, denn in seiner Wirtschaft war er firm. Seine Augen waren überall, er liebte seinen Boden, seine Heimat — und wo die Erde was merkt, da dankt sie mit hundertfältiger Frucht.

Immer wußte er, was er tat — auch in der Inflation behielt er die Besinnung. Kannte den Wert von dem, was sein war, und ließ sich durch Millionen und Billionen nicht verblüffen. Wurde nicht zum Schieber und kaufte nicht drei Klaviere oder kostbare Futtertröge für die Schweine wie die kleinen Pinscher ringsherum.

Und so kam er gut über die schlimmen Jahre — mit keinem böseren Resultat, als daß das Nachbargut von irgend einem Kaufmann erworben worden war — Donski hieß er oder so ähnlich — den er nicht mochte. Der Grund? Nun, er wußte nicht viel von ihm. Wußte nur, daß dieser Mann von anderer Art war, ohne Bindung des Bluts an die Erde, die er zwar gekauft und mit — wie ich gern annehmen will — ehrlich verdientem Gelde bezahlt hatte, mit der er aber nicht durch Liebe, Schicksal und Tradition verbunden war.

Ein paar mal hat Donski versucht, mit seinem Nachbarn — sie wohnten nur dreißig Kilometer von einander entfernt — so etwas wie eine Art Verkehr anzuknüpfen. Bergford war höflich und eisig, und ich — ich verstehe das durchaus. Da zog sich Donski zurück — wie gesagt, er war kein klebriger Raffke und glaubte nicht, auf Grund seines dickeren Geldbeutels mehr vorzustellen als der andere. War also insoweit ein durchaus honetter Mensch. Viel zu verständig sogar, um meinem Freunde, den er sicher immer sehr geachtet hat, zu grollen.

Ja — dann, vor fünf Jahren also, starb plötzlich Bergfords Frau. Sie war Anfang dreißig, nicht viel jünger als er. Und wurde von Typhus hingerafft, den sie sich geholt hatte, als sie bei den Weibern und Kindern der Instleute Krankenpflegerin spielte. Ohne zwingenden Grund eigentlich — mehr dem Trieb ihres Herzens folgend.

Wäre Bergford ein Waschlappen und Jämmerling gewesen, so wäre er vielleicht daran zerbrochen. Denn er hatte seine Frau unendlich lieb. Aber er war ein Mann, und so suchte er, der Schwermut, die ihn zu überfallen drohte, auf andere Art Herr zu werden. Kam ein paar Monate später nach Berlin und stürzte sich mit einer Energie, die eines besseren Zieles würdig gewesen wäre, in allerlei Vergnügungen oft höchst fragwürdiger Art.

Ich hätte ihn da vielleicht mit ein paar rechten Worten zu rechter Zeit ein bißchen zügeln können. Aber ich dachte: es gibt mancherlei Arten, seinen Schmerz auszutoben, und die Hauptsache muß man immer der Zeit überlassen. Heute scheint's mir zuweilen, es war falsch, daß ich nur zusah und abwartete.

Bergford hat viele Tage und Monate sinnlos seine Kraft in noch sinnloseren Abenteuern vergeudet, und ich ließ ihn gewähren. Einmal, dachte ich, muß ja die Selbstbesinnung kommen und die Umkehr. Aber es kam etwas anderes. Er geriet durch irgend einen blöden Zufall in die Arme eines Weibes — solche Katastrophen gehen ja immer von dem andern Geschlecht aus! Jeder von uns hätte ihm erklären können, was für ein schlechtes Wesen dieses Mädel war. Wir sagten es ihm auch alle. Aber es war vergebliche Liebesmühe — er war blind vor Leidenschaft und, denke ich, halb toll, noch immer, vor Schmerz um den Verlust seiner Frau.

Bergford nahm das Weib zu sich, und ich kann es mir ersparen, Ihnen Stufe für Stufe auszumalen, was geschah. Sie verstand ihn zu nehmen — das muß wahr sein. Und sie zog ihn aus, besser und vollkommener als ein Abruzzenräuber es mit seinen Opfern zu tun vermochte. Manchmal wunderts mich, wie rasch sie es vermochte, diesen Brunnen auszuschöpfen, denn er war nicht arm. Aber dauernde Reisen, wüstes Spiel in Monte Carlo, verschwenderischer Luxus der Kleidung, Auto, Schmuck, Schmuck und wieder Schmuck: ein so großes Gut gibt's ja gar nicht, daß nicht eine Frau bei entsprechendem Willen damit in relativ kurzer Zeit fertig geworden wäre.

Als er restlos ausgeplündert war und kein Mensch ihm mehr ein halbes Mille auf ein völlig verschuldetes Besitztum gepumpt hätte, beabsichtigte sie wohl, ihn wie eine ausgepreßte Zitrone wegzuwerfen. Diese Sorte Weiber kennt nicht viel Gewissenskrupel. Aber dreimal vierundzwanzig Stunden vorher war Bergford bereits zur Besinnung gekommen. Die Krise war überstanden, das Fieber sank und er erkannte voller Ekel, wie weit er sich verloren hatte. Gerade noch rechtzeitig genug, um das Weib seinerseits zum Tempel hinauszujagen, ehe sie ihren üblen Vorsatz in die Tat umsetzen konnte. So blieb ihm dies eine wenigstens erspart.

Bergford fuhr auf das Gut, das ihm von rechtswegen schon nicht mehr gehörte, und wohnte dort bis zur Zwangsversteigerung. Denn die Klitsche kam natürlich unter den Hammer, und ebenso natürlich war es auch, daß Donski sie erwarb. Der Erlös reichte gerade aus, um sämtliche Gläubiger zu befriedigen. Bergford selbst blieb kaum mehr, als was er auf dem Leibe trug.

Am nächsten Morgen verließ er das Haus seiner Väter, wie man so nett sagt. Auf seinem Lieblingsgaul ritt er fort, ganz heimlich. Er lieh ihn sich für zwei Stunden vom Verwalter, um zum letzten Male das Fleckchen Erde zu durchstreifen, das ihm so teuer war.

Er war kein grüner Junge, nicht wahr! Und wenn er auch Dummheiten gemacht hatte wie ein Knabe, so trug er sein Schicksal doch wie ein Mann. Er hatte keinen geschädigt, darum konnte er seinen Nacken so stolz tragen wie ehedem — denn was in seinem Schädel vorging und in seinem Herzen, das ging niemanden etwas an.

Auf halbem Wege begegnete er Donski, der in seinem Jagdwagen herübergekommen war, um mit dem Verwalter

das Nötige zu besprechen. Donski hielt an, als sähe er nicht, daß Bergford den Gaul ritt, der ihm nicht mehr gehörte. Man wechselte einige freundlich-höfliche Worte. Dann sprang Donski plötzlich auf, streckte dem Reiter mit herzlicher, aufrichtiger Miene beide Hände entgegen und sagte, voll Mitleid und Freundschaft: „Bleiben Sie hier — verwalten Sie das Gut wie bisher für meine Rechnung. Ich wüßte mir keinen besseren Stellvertreter als Sie, und Sie tun mir so leid."

Freilich, gerade das Letzte hätte er nicht sagen dürfen, das vom Leidtun, wissen Sie. Im selben Augenblick wurde Bergford ganz steif, sein Gesicht wurde blaß und ablehnend, er führte die Hand an die Mütze, sagte knapp und kalt „Danke, nein" und dann noch „Mahlzeit" und ritt davon, ohne sich auch nur einmal umzudrehen.

Betrübt und vielleicht etwas verständnislos, da er es doch so gut gemeint hatte, blickte Donski ihm nach. An der Grenze seiner Felder sprang Bergford ab, wandte den Gaul um und trieb ihn mit einem frendlichen Klaps heimwärts. Blieb dann noch mit verlorenen Augen stehen, bis auch das letzte Klappern der Hufe verhallt war. Dann ging er weiter, langsam, schwerfällig, um zu Fuß den Bahnhof zu erreichen.

Jetzt aber hielt er den Nacken gesenkt — die letzten Worte Donskis fraßen an ihm wie eine eiternde Wunde. Denn sie hatten seinen Stolz getroffen, der seines Wesens bester Kern war.

Ein Bauernwagen, rumpelnd und klappernd auf dem durch lange Dürre steinhart gewordenen Wege, holte ihn ein. Der Mann darauf, irgend ein kleiner Höfer aus dem Nachbardorf wandte sich um. Ganz zufällig. Er kannte Bergford, riß den Hut von seinen schlohweißen Haaren.

„Gnädiger Herr", sagte er, heruntersteigend, mit schluckender Stimme. Dann, mit dem Handrücken an den plötzlich feucht gewordenen Augen herumwischend, machte er eine ungeschickt einladende Handbewegung nach dem jammervollen Gefährt hin.

Bergford hatte Mühe, sein Zittern zu verbergen. „Nein — nein", sagte er langsam, „ich renne hier bloß ein bißchen rum, will mir mal die Schonung drüben ansehen."

Und er lief mehr als er ging davon, mäßigte seine Schritte erst, als ihn die schützenden Zweige des Waldes verbargen.

Dort hat er sich dann doch erschossen, am selben Abend. Obgleich er das Zeug in sich hatte, mit härteren Schicksalsschlägen fertig zu werden. Er hätte bloß den beiden Leuten nicht begegnen dürfen, dem Donski nicht und dem Bauern erst recht nicht.

Wundern Sie sich, daß das Leben so ist? Das Leben — ist so! . . ."

Gold am Meeresgrund.

Auf dem Meeresgrund liegen unermeßliche Schätze. Im Laufe der Jahrhunderte sanken eine Unmenge mit Gold beladener Schiffe, wurden Opfer der Naturgewalten oder anderen Katastrophen und ihre wertvolle Ladung verschlang das unersättliche Meer.

Diese Goldschätze zu heben und wieder ans Tageslicht zu bringen, war von jeher der Traum vieler Abenteurer. Geld, Zeit, ja Menschenleben wurden zu diesem Zweck geopfert, doch der Erfolg blieb fast regelmäßig aus. Die Ausrüstung der Taucher erwies sich als bei weitem nicht genügend, ihre Unternehmungen waren schon im voraus zum Scheitern verurteilt und sind dann auch gescheitert. Erst mit Hilfe der modernen, der allermodernsten Technik konnte das Ringen mit Aussicht auf Erfolg aufgenommen werden. In der letzten Zeit kommt von überall her die Nachricht, daß ein wahrhaft gigantischer Taucherkampf, der Kampf ums Gold begonnen hat. Daß dieser Kampf sich in der Meerestiefe abspielt, gibt ihm etwas ganz Ungewöhnliches und Phantastisches.

Am 20. Mai des Jahres 1920 ist in der Nähe des Cap Finisterre der englische Ozeandampfer „Egypte" gesunken. In tiefschwarzer Nacht. Die Scheinwerfer des Schiffes konnten die Nebelwand nicht durchdringen. Der Dampfer verlangsamte seine Fahrt. Plötzlich ertönte ein donnerartiges Getöse und Krachen, in wenigen Augenblicken legte sich die „Egypte" auf die Seite, einige Minuten später verschlang sie das Meer. Der Zusammenstoß mit einem französischen Frachtschiff, der „Seine", verursachte die Katastrophe.

Nicht weniger als 100 Menschenleben wurden bei dieser Katastrophe vernichtet und fünf Tonnen Gold und 45 Tonnen Silber, deren Wert eine Million Pfund beträgt, wurden die Beute des Meeres.

An der Stelle, wo das Unglück geschah, war das Meer 150 Meter tief. Es erschien daher unmöglich, den Schatz zu heben, nicht einmal der Versuch wurde unternommen. Der Traum von einer Million Pfund gespensterte zwar herum, doch es blieb nur ein Traum.

Neun Jahre sind seither vergangen und plötzlich ist der Traum zur Wirklichkeit geworden. Zwei italienische Schiffe, die „Artiglion" und die „Rostro" sind am Werke, um dem Meer seinen Goldschatz zu entreißen.

Es liest sich wie ein abenteuerliches Märchen aus unserer Zeit, mit welch ungeahnten Schwierigkeiten die Taucher zu kämpfen haben und auf welche Weise sie dieser Schwierigkeiten Herr werden.

Die beiden Schiffe sind ausgerüstet mit allen nur erdenklichen Hilfsmitteln. Vier große Krane sind auf der „Artiglion" untergebracht, die derart konstruiert sind, daß sie ebenso einzelne kleine Schrauben wie auch ganze Kabinenwände aus dem Körper des Schiffes herausreißen können. Auch ein drei Tonnen schwerer Elektromagnet steht zur Verfügung, der selbst Panzerplatten auf die Oberfläche zu bringen vermag. Die beiden Schiffe sind aber auch mit zahlreichen kleineren Kranen versehen, damit man mit ihrer Hilfe die Goldbarren aus dem Innern des Schiffes herausholen kann.

Ebenso besitzt das Schiff starke Scheinwerfer, die selbst in 150 Meter Tiefe Tageshelle verbreiten. Die Stahlkleider der Taucher sind derart beschaffen, daß sie den schrecklichen Druck, der in dieser Tiefe herrscht, aushalten können. Die Taucher sind mit Stahlarmen ausgerüstet, mit deren Hilfe es ihnen möglich wird, die Arbeit von Riesen zu verrichten. Weiter gehören sechs Tonnen Sprengstoff zur Ausrüstung, die zur Zerstörung der Schiffswände dienen werden.

Soweit die technischen Hilfsmittel. Das Ganze klingt zwar wunderbar, ist jedoch bei dem heutigen Stand der Technik nichts Unmögliches. Nun kommt aber der Mensch, der all diese Hilfsmittel anwenden will. Und da wird die Sache erst wirklich interessant.

Menschen auf dem Meeresgrunde setzen sich großen Gefahren aus. In der unheimlichen Tiefe der Stille erfolgt Explosion auf Explosion. Durch drei Verdecke werden sich die Taucher durchzwängen müssen, bevor sie zu dem Goldschatz gelangen. Wahrscheinlich wird es notwendig sein, noch eine Menge Zwischendecks zu durchbrechen, ehe man die Goldkammer erreicht.

Eine Arbeit ist also zu leisten, die selbst auf der Erde gewaltige Anstrengungen erfordert. Und diese Arbeit ist in 150 Meter Tiefe im Wasser durchzuführen. Der Wunsch nach dem Gold läßt den Menschen keine Mühe und keine Gefahr scheuen. Er treibt ihn auch, das Unmögliche zu versuchen — und möglich zu machen.

Lustige Rundschau

* **Der echte Schmuck.** Frau Goldmann hatte ein neues, Mädchen engagiert. Es war treu, ehrlich, willig und fleißig und vom Land.

Eines Abends, als ihre Herrin ins Theater gehen wollte bemerkte das Mädchen, daß Frau Goldmann ihre kostbare Perlenkette nicht angelegt hatte.

„Oh, Madame, wo sind Ihre herrlichen Perlen, heute Abend?" rief sie.

„Ich will sie heute Abend nicht tragen, Minnie", entgegnete Frau Goldmann.

„Oh, wie schade!" erklärte das Mädchen, „und sie lassen Sie doch gerade wie eine wirkliche Dame aussehen!"

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hans Wiese; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.